

# Ich find mich nur in Augenblicken schön

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

Die Schauspielerin Barbare Rudnik über ihr mangelhaftes Gefühl für die eigene Schönheit, die Macht des Geldes und die Schwierigkeiten, eine Diva zu sein

*Frau Rudnik, hat Ihre Mutter Ihnen mal gesagt, dass Sie schön sind? Nein. Bei uns zu Hause war Schönheit nie ein Thema. Meine Mutter ist in solchen Sachen eher wortkarg. Verkleiden, Schminken, für andere Frauen mag das wichtig sein und ein Vergnügen bedeuten, für meine Mutter, meine beiden Schwestern ist es bis heute fremd geblieben. Sie haben sich praktisch nie geschminkt. Meine Schwester hat mich neulich besucht, wir haben darüber geredet, wie man älter wird, was uns daran stört. Aber über eine bestimmte Art von Schönheit sprechen wir nie.*

*Kurz nachdem Sie die Schauspielschule verlassen haben, wurden Sie für den Film entdeckt. Es wurden sehr schnell sehr große Hoffnungen in Sie gesetzt. Man hat Sie mit Lauren Bacall verglichen. Mit Ihrem Gesicht, hieß es, bliebe Ihnen nur der Film und die Großaufnahme, und Hans-Christoph Blumenberg schwärmte, kein anderes Mädchen habe zurzeit eine vergleichbare Leinwandwirkung. Wie hat sich das für Sie angehört?*

Ich erinnere mich gar nicht mehr so genau daran. Ich weiß nur, dass ich das alles nicht sonderlich ernst genommen habe. Ich war damals noch bei einer freien Theatergruppe. Da haben wir praktisch nichts verdient, vielleicht mal zehn Mark am Abend. Alle waren wir Anfänger, wir hatten eine gemeinsame Aufregung, wir wollten alle dasselbe und haben gemeinsam versucht, darauf hinzuarbeiten. Es gab keine Konkurrenzkämpfe. Auch bei den Hochschulfilmen habe ich mich noch sehr wohl gefühlt. Da gab es praktisch kein Geld. Unangenehm wurde es bei den ersten bezahlten Sachen. Da wurde es sofort deutlich kühler. Eigentlich ist es immer dasselbe. Sobald das Geld dazukommt, wird es problematisch.

*Was passiert dann?*

Man gehört als Schauspieler plötzlich nicht mehr zur Gemeinschaft. Steht ein bisschen abseits. Wenn man so viel mehr als die anderen verdient, kann man sich nicht gleich machen. Das

**Ich find mich nur in Augenblicken schön**  
Berliner Zeitung  
18. Oktober 2003

Seite 1/9

geht einfach nicht. Ich mag diese Sonderposition nicht. Aber es werden tatsächlich Unterschiede gemacht.

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

*Hat Sie der Auftrag, eine Filmgöttin zu werden, denn erreicht?*

Im Grunde nicht. Ich habe mich immer als jemand sehr Wandelbaren erlebt. Auch äußerlich. Es gibt kaum jemanden, der so schnell so fertig aussehen kann wie ich. Mir sieht man einfach alles immer sehr schnell an. Ich habe mich weder in der Schule noch danach als große Schönheit empfunden. Ich fand mich immer nur in Augenblicken schön. Abends beim Ausgehen konnte ich mich genießen. Morgens fand ich mich noch nie schön. Wenn ich die Straße entlanggehe, passiert nichts.

*Sie wollen sagen, dass Sie sich Ihrer Wirkung nicht bewusst sind?*

Doch natürlich. Und ich kann Komplimente auch annehmen. Wenn ich mich schön fühle, erlebe ich das sehr intensiv. Diese Schönheit und diese Kraft sind aber etwas sehr Vergängliches. Sie macht es einem zuerst leicht, und ich habe bestimmt viele Vorteile dadurch gehabt. Aber auf Schönheit oder die Wirkung auf Männer zu setzen wäre gefährlich. Überhaupt hatte ich zuerst wenig Bewusstsein dafür, mir war das lange nicht klar. In Stuttgart habe ich neulich jemanden vom Theater wieder getroffen. Der hat mir gestanden, mich eines Abends gesehen und dabei gedacht zu haben, dass ich seine Traumfrau bin. Ich kann mich noch erinnern, dass ich mich an diesem Abend eher unscheinbar und müde gefühlt habe. Im Nachhinein finde ich es fast schade, dass ich mir dessen oft so wenig bewusst war.

*Vielleicht hätte das Ihrer Ausstrahlung in diesem Augenblick gar nicht gut getan?*

Ja, das ist eine ambivalente Geschichte. Einerseits genießen wollen, andererseits zu denken, dass es auch ein Vorteil ist, die eigene Wirkung nicht genau zu kennen. Aber diese Frage ist ohnehin zweitrangig. Alles in allem sind nämlich diese strahlenden Momente sowieso die Ausnahme. Die sind selten, und es gibt Tage, an denen ich mich fast schäme.

*Sie schämen sich?*

Ich finde das selber völlig blöd. Aber an manchen Tagen habe ich Angst, ich erfülle das Bild vielleicht nicht oder bleibe hinter den Erwartungen zurück. Ich ärgere mich dann sehr über mich und mir ist auch klar, dass das völlig unnötig ist. Meiner Mutter gegenüber habe ich beispielsweise oft das Gefühl, ihre Erwartungen nicht einlösen zu können.

*Was erwartet Ihre Mutter denn?*

Das weiß ich selbst nicht genau. Dass ich besser angezogen bin, dass ich frischer aussehe möglicherweise. Sie hat so ein Talent, "ach, wie siehst du denn wieder aus" zu sagen.

*Ist eine solche Verunsicherung nicht gefährlich in Ihrem Beruf?*

**Ich find mich nur in  
Augenblicken schön**  
Berliner Zeitung  
18. Oktober 2003

Seite 2/9

Die gehört dazu. Jeder von uns hat das erlebt, ein Versagen, einen peinlichen Augenblick. Das passiert immer wieder und jedes Mal vor vielen Menschen. Das prägt einen. Immer so auf der Kante zu sein, nie zu wissen, ob das, was man da tun muss, auch klappt. Man lebt mit einer gewissen Angst.

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

*Dass man versagen könnte?*

Man hat nicht unendlich viel Handwerk zwischen sich und der Kamera. Vor der Kamera wird alles immer noch persönlicher. Manchmal fragt man sich, will ich das überhaupt? Mir ist es schon passiert, dass ich im Kino sitze, den Menschen da oben sehe und denke, oh Gott, das machst du auch, das ist schrecklich. Was für eine Veräußerung.

*Haben Sie Probleme, sich selber anzusehen?*

Die Stimme zu hören ist viel schlimmer als sich zu sehen.

*Was haben Sie gegen Ihre Stimme?*

Nichts, ich habe nichts gegen meine Stimme. Aber der Stimme hört man alles an. Am besten ist es, wenn man das vergessen kann, wenn man gar nicht mehr über diese Dinge nachdenkt. Die Hauptgefahr ist sowieso eine andere.

*Nämlich?*

Die große Gefahr ist, dass das private Leben ein völlig anderes ist als dasjenige am Set. Und so das soziale Gefüge durcheinander gerät. Man wird einfach nicht mehr korrigiert. Am Set wird man verwöhnt. Man ist dort etwas Besonderes. Man hat eine gewisse Macht, man kann Leute herumschicken, man kriegt den Kaffee geholt, man kann auch mal jemanden anpfeifen, ohne dass man fürchten muss, dass der andere zur Retourkutsche ausholt. Die Maskenbildnerin, die Garderobiere, alle bleiben weiter freundlich.

*Und das behagt Ihnen nicht?*

Manche Schauspieler brauchen dieses Machtgefälle als Ventil. Ich fühle mich in dieser Position nicht besonders wohl. Ich habe das für mich ausgelotet und habe schon auch gelernt, Menschen für mich zu benutzen. Ich kann beispielsweise sagen, wenn ich da aus dem Wasser komme, will ich ein Handtuch haben.

*Finden Sie das wichtig?*

Nein, für das Spielen selbst ist das überhaupt nicht wichtig. Aber wenn ich das nicht so mache, bin ich irgendwann beleidigt, weil alle anderen ein Handtuch kriegen, nur ich nicht. Ich war immer eher kumpelhaft, irgendwann hatte man mich jedes Mal komplett vergessen. Das ist die Gefahr dabei, zum Schluss sitzt man beleidigt da und denkt, wieso geht es allen anderen besser als mir? Seitdem weiß ich, ich muss deutlich sagen, was ich will. Es braucht einige Zeit, um das zu verstehen.

**Ich find mich nur in  
Augenblicken schön**  
Berliner Zeitung  
18. Oktober 2003

*Das hört sich an, als wären Sie ein bisschen konfliktscheu.*

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

Möglich. Ich ziehe mich zurück, wenn es schwierig wird, und laut werde ich nur selten. Genau das kann gelegentlich zum Problem werden. Ich strahle eine totale Verslossenheit aus. Für die Regisseure ist es dann schwierig, mit mir umzugehen. Sie denken, ich wollte nichts mehr mit ihnen zu tun haben. Das ist aber gar nicht der Fall. Ich fühle mich in diesen Augenblicken einfach nur unverstanden und weiß nicht, wie ich mich erklären soll. Zum Arbeiten brauche ich Vertrauen.

*Selbstvertrauen?*

Ja, aber auch das Vertrauen der anderen in mich. Ich muss merken, dass jemand hinter mir steht, mich wirklich will, auch wenn etwas mal nicht gut läuft.

*Sind Sie ehrgeizig?*

Grundsätzlich hält sich mein Ehrgeiz in Grenzen. Nur wenn ich an etwas dran bin, werde ich sehr zäh und lasse nicht locker. Mich macht es wahnsinnig, wenn ich etwas nicht kann.

*Was heißt das konkret?*

Sagen wir, ich könnte nicht Rollschuhlaufen, und jemand würde mir Rollschuhe schenken. Mich würde das fürchterlich ärgern. Und aus diesem Ärger heraus kann ich sehr intensiv lernen. Allerdings hält das nicht ewig an.

*Wenn es also in die längerfristige Perspektive geht, erlischt der Ehrgeiz?*

Leider ja. Ich habe diesen grundsätzlichen Ehrgeiz eben nicht. Ich hätte es auch nie geschafft, gleich zu Beginn der Karriere von einer Produktionsfirma zur nächsten zu laufen, um mich dort bekannt zu machen. Das hätte ich nicht über mich gebracht. Ich wollte nicht die berühmteste, tollste Schauspielerin Deutschlands werden. Nur der Moment, in dem etwas passiert, der interessiert mich.

*Wehren Sie sich deshalb immer gegen das Wort "Star"?*

Inzwischen geht es. Ich hab es gelegentlich ganz gern. Zum Beispiel genieße ich es, vom Fahrdienst abgeholt zu werden. So etwas finde ich zwischendurch sehr erfreulich. Aber auf Dauer ist mir das zu anstrengend. Ich glaube nicht, dass ich das könnte, immer und ganz ein Star sein. Dazu ist nicht genug da. Auf einen Teil von mir trifft es vielleicht zu. Nicht auf die ganze Barbara Rudnik.

*Was muss ein Star haben, was Sie nicht haben?*

Zuallererst muss ein Star ein Bild von sich schaffen, in dem die anderen sich spiegeln können. Er muss die Behauptung aufrechterhalten können, etwas Besonderes zu sein. Ein Star lebt das Leben eines Stars. Dazu gehören Dinge, dazu gehört eine ganze Haltung, die sich gegen jede so genannte Normalität behaupten kann. Marlene Dietrich war ein Star.

**Ich find mich nur in  
Augenblicken schön**  
Berliner Zeitung  
18. Oktober 2003

Seite 4/9

*Wollen Sie damit sagen, dass Sie, anders als große Stars, Teil der Normalität sind?*

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

Ja, ich würde mich als normal, im guten wie im schlechten Sinne, bezeichnen. Ach, ich bin normal, und ich bin es nicht. Wichtig ist nur, dass man nicht unendlich gegen sich selber anarbeiten kann. Und ich kann das Bild vom Star nur bis zu einem gewissen Grad erfüllen. Denn so zentriert auf mich bin ich nicht, dass ich die anderen übersehen könnte. Manchmal gehört das aber dazu. Jedenfalls wenn man sich hervorheben will. Dann muss man über die anderen hinweggehen und sie verletzen. Dieser Beruf verlangt eine Portion Egoismus. Sonst schafft man es nicht, allein schon so ein ganzes Team gegen sich aufzubringen oder es aufzuhalten, wenn alle nach Hause wollen.

*Wollen Filmteams denn immer bloß nach Hause?*

In vielen Teams macht man es sich in erster Linie nett. Alles ist aufs Bequemste eingerichtet. Ums Eigentliche geht es nicht. Das stört mich sehr. Diese Unaufmerksamkeit. Alles ist wichtig, nur das nicht, woran man gerade arbeitet. Dabei fängt die Arbeit erst an schön zu werden, wenn eine gewisse Konzentration erreicht ist. Am Set aber versuchen die meisten, nur brav ihr Zeug zu erledigen. Wie Marionetten. Sie entwickeln keine Leidenschaft, haben keine Meinung mehr und verteidigen gar nichts.

*Was ist denn der Grund?*

Ich weiß es nicht. Viele Teammitglieder, gerade die jüngeren, wirken oft gelangweilt. Dabei ist das ihre eigene Schuld. Wenn sie sich dafür interessieren würden, was da vorne passiert, wenn sie sich einsetzen und kämpfen würden, wäre es für sie nur noch halb so langweilig.

*Haben die denn überhaupt die Chance auf eine eigene Meinung?*

Natürlich. Es beginnt schon damit, dass die Kostümbildnerin sofort brav eine Jeans kauft, wenn im Drehbuch das Wort Jeans steht. Dabei ist Jeans bloß ein Bild für etwas. Dazu könnte man durchaus eigene Ideen anbringen. Und wenn ein Regisseur, der vielleicht sowieso nicht den sichersten Geschmack hat, auf der Jeans besteht, dann müsste man ihm das eben anders präsentieren. Aber selbst dazu fehlt der Mut.

*Mischen Sie sich ein?*

Ja, ich kämpfe schon. Unabhängig davon, was die anderen sagen.

*In einem Ihrer ersten Interviews haben Sie kritisiert, beim Film müsse man meistens etwas abliefern im Gegensatz zum Theater, wo man zusammen etwas erarbeite. Der Film mache Sie unzufrieden, sagten Sie. Stimmt der Satz noch?*

Manchmal stimmt er. Dazu muss man sich anschauen, wie stark sich viele der Filmtexte ähneln. Mir ist es passiert, dass ich in Frankreich eine Szene drehe und eine Woche später in Deutschland

**Ich find mich nur in  
Augenblicken schön**  
Berliner Zeitung  
18. Oktober 2003

Seite 5/9

und dann auf einmal denke, mein Gott, jetzt mache ich ja schon wieder ganz genau dasselbe. Nur in einer anderen Sprache. Das Traurigste ist, wie wenige Drehbücher versuchen, näher an das Wahrhaftige heranzukommen. Oft werden große Teile des Plots schlicht über den Dialog transportiert. Es bleiben wenig normale Sätze übrig. Das ist schrecklich. Je schlechter die Sätze, desto schlimmer der Film.

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

*Und daran lässt sich nichts ändern?*

Doch, klar. Man versucht immer, noch etwas zu verbessern, zu retten, was zu retten ist. Aber die Möglichkeiten sind begrenzt. Also läuft es auf einen Kompromiss hinaus. Da macht man eben diese Filme, die einem nicht wahnsinnig gut gefallen, die aber bestimmte Voraussetzungen noch erfüllen. Man kann sich darauf einlassen, und man weiß auch genau, worauf man sich einlässt. So etwas passiert in Zeiten, wo die Angebote nicht so vielfältig sind, wo man es sich nicht aussuchen kann.

*Wie wichtig ist, welche Kollegen mitspielen?*

Sehr wichtig. An der Besetzung kann man überhaupt am allerbesten erkennen, in welche Richtung ein Drehbuch interpretiert werden soll. Manchmal werden gute Bücher durch die Besetzung verdorben. Anders herum kann ich mit den richtigen Partnern viel erreichen. Wenn man zusammen die Szenen auf das Wesentliche abklopft, das Wichtige herausfindet, kann man oft noch einiges machen.

*Wissen Sie sofort, was an einer Szene für Sie nicht funktioniert?*

Nein, ich muss das erst herausfinden. Oft weiß ich nur, dass mich irgendetwas stört und völlig rausbringt. Sind Sie mit der Zeit eine bessere Schauspielerin geworden? Ich denke schon, ja. Das Spektrum ist größer geworden. Ich würde mir jetzt mehr zutrauen als Anfang der achtziger Jahre. Die Sicherheit, das Vertrauen in die eigenen Möglichkeiten sind gewachsen. Mein Respekt für die Arbeit auch. Ich weiß heute, was alles schief gehen kann, was alles passieren kann. Als Anfänger hat man keine Ahnung. Da springt man einfach rein und freut sich an der Erfahrung. Später lernt man, dass selbst einfachste Sachen komplett misslingen können.

*Fühlen Sie sich manchmal unterfordert?*

Unterfordert? Nein, eigentlich selten. Ein paar Seiten in meiner Arbeit sind vielleicht noch nicht sichtbar.

*Welche denn?*

Auf der weicheren, mädchenhafteren Seite gibt es noch einiges zu entdecken. Ich wirke immer sehr schnell sehr streng. Das wird mir jedenfalls oft gesagt. Ich würde auch gerne in einem Actionfilm spielen und ein bisschen durch die Gegend reiten. Vielleicht muss man wieder den Mut entwickeln, dass etwas peinlich sein darf. So dass es danach einen Schritt weitergehen kann.

**Ich find mich nur in  
Augenblicken schön**  
Berliner Zeitung  
18. Oktober 2003

Seite 6/9

*Wie weit würden Sie sich zu diesem Zweck von ihrem Image entfernen?  
Würden Sie hässlich sein können?*

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

An diesen so genannten Mut zur Hässlichkeit glaube ich nicht. Im Fernsehen sind das meist wunderschöne, auf hässlich geschminkte Frauen, wo ich mich frage, was das überhaupt für eine Hässlichkeit sein soll. Das ist lächerlich. Ich glaube nicht, dass es diese Hässlichkeit unbedingt braucht, um besser zu sein. Lächerlich ist nur, wenn man darauf besteht, dass in bestimmten Momenten und Szenen die Lippen knallrot sind.

*Sie würden also für eine Rolle niemals dick werden?*

Nein, richtig fett würde ich nie werden. Wie Robert de Niro dreißig Kilo zunehmen, das würde ich nicht tun. Ich würde das ja nicht wieder herunterkriegen.

*Und die Haare? Würden Sie sich wenigstens Ihre Haare abschneiden?*

Das schon eher. Allerdings müsste das ein sehr guter Film sein. Mit welchem Regisseur würden Sie gerne drehen? Ich würde gerne mal einen Film mit Tom Tykwer machen, und mit Dominik Graf.

*Mit Graf haben Sie am Anfang Ihrer Karriere schon gearbeitet.*

Ja, für "Treffer", 1984. Aber das ist lange her. Die ganz interessantesten, die richtig guten Filme habe ich ohnehin gleich zu Anfang gemacht. "Müllers Büro" gehört dazu. Das sind Filme, die auch heute noch wahrgenommen werden. Manchmal komme ich zum Set und die Leute erzählen mir davon.

*Fragen Sie sich manchmal, ob Sie dem Erfolg im Fernsehen nicht auch viel geopfert haben?*

Bewusst geopfert habe ich nichts, nein. Aber ich kann sagen, was ich schade finde, was nicht stattgefunden hat. Ich hätte gerne länger am Theater gearbeitet, oder auch mal wieder dort gearbeitet. Das hat eine andere Kontinuität, auch menschlich. Die Arbeit dort führt einen weiter, man riskiert mehr. Das finde ich tatsächlich schade.

*Bleibt das Kino.*

Ja, aber wenn man vierzig ist oder älter, wird es mit den Hauptrollen fürs Kino problematisch. Da existiert kaum etwas. Im Fernsehen ist das weniger ein Problem, aber im Kino scheint das hier zu Lande noch fast unmöglich. Die Amerikaner haben es neuerdings ein paar Mal vorgemacht, wohl auch die Franzosen. Wir aber haben das im Moment noch gar nicht.

*Sie sagen das mit einem Gesicht, dem man nicht ansehen kann, ob Sie das bedauern.*

Ehrlich gesagt, mich berührt das gar nicht so sehr. Ich bin zufrieden. Für mich sind immer wieder interessante Sachen dabei, und in erster Linie bin ich froh, dass ich den Absprung geschafft

**Ich find mich nur in  
Augenblicken schön**  
Berliner Zeitung  
18. Oktober 2003

Seite 7/9

habe von den Rollen, die man mir Ende der 80er Jahre unentwegt angeboten hat. Dass ich weggekommen bin von dieser kühlen, blonden Figur, diesen Geschäftsfrauen. Wenn ich damals hängen geblieben wäre, das wäre schrecklich gewesen. Mit "Es geschah am helllichten Tag" kam die Veränderung.

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

*Hat sich auch die private Barbara Rudnik verändert?*

Ja, weil ich jetzt mehr über das Leben weiß als früher. Die Verzweiflung, die Traurigkeit der anderen, das sehe ich mittlerweile deutlicher. Im Umgang bin ich vielleicht deshalb sanfter geworden.

*Waren Sie früher härter, unnachgiebiger?*

Ja, schon. Ich war abschließender im Urteil. Wenn etwas nicht richtig war, war es nicht richtig. Punkt. Jetzt gibt es mehr Entschuldigungen.

*Was denken Sie, sind die meisten Menschen eher traurig oder froh?*

Traurig. Die meisten sind traurig.

*Und woran liegt das?*

Schwierige Frage. An dem Leben, das wir führen. Daran, dass wir Einzelkämpfer sind, dass uns ein gewisser Rhythmus fehlt. Jedenfalls ist das in meinem Beruf so. Wir haben alle sehr viel Ablenkung, viele Freunde. Der Halt aber fehlt oft, die Nähe zu mehreren Menschen. Ob das eine Familie ist oder nicht. Diese Möglichkeiten will ich gar nicht gegeneinander ausspielen. Echte Nähe aber entsteht nur, wenn man tatsächlich auch zusammenlebt und nicht nur abends mal ausgeht. Dann bleibt es schwierig. Mit zwanzig passt das, später passt es nicht mehr so gut.

*Mit wem leben Sie zusammen?*

...(Lachen).

*Wieder ein Schriftsteller?*

Nein.

*Ein Schauspieler?*

Nein. Ganz was Neues.

*Man hat Sie immer wieder auf ihr Verhältnis zu Frauen angesprochen. Unterstellt wurde eine latente oder offene Konkurrenz, ein gespanntes Verhältnis. Ihre Antworten auf die Frage fielen durchaus unterschiedlich aus.*

Ja, ich hatte tatsächlich mehrere Phasen. Was die Regisseurinnen betrifft, fand ich die Frauen, die neun, zehn Jahre älter sind als ich, wahnsinnig anstrengend. Das waren Frauen, die ständig beweisen mussten, dass sie den Job genauso gut wie die Männer ausführen können. Darauf hatte ich keine Lust. So wollte ich nicht arbeiten.

**Ich find mich nur in  
Augenblicken schön**  
Berliner Zeitung  
18. Oktober 2003

Seite 8/9



Mit Frauen, die etwas jünger sind als ich, fällt dieser Konflikt völlig weg. Da existiert diese alte Beweislast nicht mehr. Und dann geht es wunderbar.

Elisabeth Wagner,  
freie Journalistin  
www.elisabethwagner.net  
mail@elisabethwagner.net  
+49-160-9772 5591

*Und privat? Haben Sie Freundinnen?*

Anfang der achtziger Jahre war keine weibliche Person in meiner Nähe. Ich hatte keine Freundinnen. Später schon.

*Wo lag denn das Problem?*

Es würde blöd klingen, wenn ich es sage.

*Sagen Sie es trotzdem.*

Es mag daran gelegen haben, dass ich nie ein Mensch der großen Worte war. Wirkliche Nähe hat sich für mich immer durch Körperlichkeit, durch körperliche Nähe hergestellt. Mit Frauen fiel diese Nähe weg. Später habe ich irgendwann kapiert, dass man auch eine Frau anfassen darf, sie in den Arm nehmen. Einfach so. Ohne dass eine sexuelle Bedeutung dahinter lauert.

*Was haben Sie gegen diese Erklärung, sie klingt einleuchtend.*

Na gut.